

d



Ian McEwan

# Was wir wissen können

ROMAN

Aus dem Englischen von  
Bernhard Robben

Diogenes

Titel der 2025 bei Jonathan Cape, London,  
erschienenen Originalausgabe: ›What We Can Know‹  
Copyright © Ian McEwan 2025  
Zitatnachweis am Ende des Bandes  
Covermotiv: Gemälde von Jing Zhiyong, ›First Love‹, 2021  
Copyright © Jing Zhiyong

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2025  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch  
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):  
truepages UG (haftungsbeschränkt)  
Westermühlstraße 29, 80469 München  
info@truepages.de  
600/25/852/1  
ISBN 978 3 257 07357 7

*Für Timothy Garton Ash*



Es geht um jene Art menschlicher Wahrheit, schwebend zwischen Fiktion und Tatsache, wie sie ein Biograf erschaffen kann, wenn er die Lebensgeschichte eines anderen Menschen erzählt und sie dadurch ebenso zu seiner eigenen macht (gleich einer Freundschaft) wie zu einer öffentlichen (gleich einem Verrat). Sie fragt, was wir wissen können und was wir glauben können und letztlich, was wir lieben können.

Richard Holmes,  
*Dr Johnson & Mr Savage* (1993)



## I. TEIL



## Eins

Am 20. Mai 2119 nahm ich in Port Marlborough die Nachtfähre und erreichte am späten Nachmittag den kleinen Anlegesteg nahe Maentwrog-under-Sea, der zur Bodleian-Snowdonia-Bibliothek gehört. Es war ein warmer, ruhiger Frühlingstag, und die Reise war glatt verlaufen, auch wenn es, wie jedermann weiß, eine Qual ist, in sitzender Haltung auf einer Holzbank zu schlafen. Ich folgte dem pittoresken Pfad zwei Meilen weit hinauf zu der von Wasser- und Schwerkraft betriebenen Seilbahn. Vier weitere Bibliotheksnutzer schlossen sich mir an, und wir plauderten über dies und das, während wir in dem ächzenden, blank polierten Eichenwaggon tausend Fuß hoch den Berg hinaufgefahren wurden. Ich aß in der Bibliothekskantine allein zu Abend und telefonierte anschließend mit Rose Church, meiner Freundin und Kollegin, um sie wissen zu lassen, dass ich wohlbehalten angekommen war. In dieser Nacht schlief ich gut in meiner Zelle. Anders als bei meinem ersten Aufenthalt machte es mir diesmal nichts aus, das Bad mit sieben weiteren Gästen zu teilen.

Nach dem Frühstück führte mich Donald Drummond, einer der Assistenzarchivare, zu meiner Lesekabine. Sein Forschungsbereich schloss meinen Zeitraum ein, die Jahre 1990 bis 2030, weshalb er großes Interesse an meinem Thema

zeigte, das unzutreffend sogenannte Zweite Unsterbliche Abendessen sowie Francis Blundys berühmtes verschollenes Gedicht »Ein Sonettenkranz für Vivien«. Es war nützlich, jemanden zu haben, der das eine oder andere aus dem Magazin holte, nur irritierte mich Drummonds wohlmeinende Art und auch seine Angewohnheit, mitten im Satz nach unbedeutenden Wörtern wie ›von‹ oder ›das‹ mit offenem Mund eine Pause einzulegen. Ich verdächtigte ihn, furchtbar schlau zu sein. Allzu oft redete er von seiner vierzehnjährigen Nichte, einem Mathegenie. Er stellte mir unzählige Fragen, was den Gedanken nahelegte, dass er selbst an einem Buch schrieb. Und dass ich mich übertrieben freundlich gab, um meine Abneigung zu kaschieren, machte alles nur noch schlimmer.

Wie gewünscht brachte er mir aus dem Archiv die zwölf Bände von Vivien Blundys Tagebüchern, die aus ungeklärten Gründen bei den Papieren ihres Gatten untergebracht waren wie im Marsupium eines Beuteltiers. Kaum war ich allein, öffnete ich den luftdichten Ordner und wählte Band fünf. Ich blätterte zu Seite zweiunddreißig. Ich musste mir die Stelle einfach noch mal ansehen. »Zwischen Francis und mir ist alles geklärt. Ich bin hier zumeist glücklich. So weit, so gut.« Sie bezieht sich auf den tragischen Fall von Percy Greene, ihrem ersten Mann, der an Alzheimer litt.

Sie glaubte, dass Francis sie liebte, und obwohl beide nicht mehr jung waren, er sogar zehn Jahre älter, hatten sie ein »annehmbares Sexleben«, und es gab stets genug zu reden. Nirgendwo in ihren Tagebüchern bedauert sie, den großen Dichter geheiratet zu haben, auch wenn er viel Zeit in seinem Arbeitszimmer verbrachte. An einer Stelle

schreibt sie: »Ich frage mich manchmal, ob es mir gefällt, ihn nicht zu mögen.« In Band sieben sind sie seit neun Jahren verheiratet. Anfangs hat sie die Recherche für ihr zweites, später aufgegebenes Buch »bei Verstand gehalten«. Als sie noch ihre Stelle in Oxford hatte, veröffentlichte sie eine akademische Biografie über den Dichter John Clare, eine Überarbeitung ihrer Dissertation. Sie unterrichtete gern. Jahre später sorgte ihre Situation bei Freunden für Verwunderung. Verschiedene Entscheidungen hatten nach und nach dazu geführt, dass sie am Rand eines kleinen Tals im ländlichen Gloucestershire in einer höhlenartigen Scheune wohnte, ohne bezahlte Arbeit, sechs Kilometer entfernt vom nächstgelegenen Dorf, zusammen mit siebentausend Büchern. Sie selbst hätte niemals von sich geglaubt, dass sie einmal ihre Karriere, gar ihre Berufung, aufgeben würde, um einem Genie zu Diensten zu sein.

An einem frühen Nachmittag im Oktober 2014 – »durch den Baum vor meinem Fenster fuhr ein kräftiger Wind« – saß Vivien Blundy in ihrem Arbeitszimmer, einer umgebauten alten Molkerei ein wenig abseits der Scheune. Sie schrieb vermutlich eine Einkaufsliste für das Essen, das am nächsten Tag zu ihrem Geburtstag stattfinden sollte. Sie hatte acht Freunde zum Abendessen eingeladen. Die Sitzordnung dürfte schon fertig gewesen sein. Später würden sie alle zuhören, wie ihr Mann ein neues, langes Gedicht vortrug, sein Geburtstagsgeschenk. Einkaufen und Kochen empfand sie durchaus nicht als unter ihrer Würde. Sie war von Natur aus großzügig und machte anderen gern eine Freude. Ein gelungenes Essen aufzutragen und ein geordneter Haushalt verschafften ihr Befriedigung. Francis hatte sie

nie gedrängt, seine Sekretärin zu werden oder ihre Karriere aufzugeben, auch wenn ihm dies sichtlich zugutekam. Bei jedem einzelnen Schritt hatte sie ihre Entscheidung aus nachvollziehbaren Gründen getroffen, die ihr heute allerdings schwächer als damals erschienen. Der Prozess hatte Jahre gedauert. Sie war einmal ein Don gewesen, eine Kandidatin für eine Professorenstelle, dann lehrte sie nur noch in Teilzeit, später hielt sie gelegentlich Vorlesungen in einer amerikanischen Sommerakademie und arbeitete an ihrem zweiten Buch, bis sie sich eingestand, dass daraus nichts werden würde. Es aufzugeben war eine Befreiung. Sie hatte stets das Gefühl gehabt, die Kontrolle zu haben. Im Rückblick aber überraschte es sie, wie sie sich selbst um ihren Ehrgeiz und ihr Gehalt gebracht hatte, um Status und Erfolge, anfangs, weil sie sich um ihren ersten Mann gekümmert hatte, und später im Namen der Freiheit, aus Ernüchterung über die Universitätsverwaltung oder aus Begeisterung für die Lyrik von Francis Blundy.

Dass ihre Tagebücher dem Nachlass des Dichters in der Bodleian Library in Oxford, später Snowdonia, zugeordnet worden waren, könnte aus Versehen geschehen oder dem Versäumnis geschuldet sein, rechtzeitig Vorsorge zu treffen. Vor langer Zeit hatte irgendein Bibliothekar den Nachlass des Ehepaars schließlich in separate Kisten eingeordnet und nebeneinandergestellt. Viviens sporadische und von Kummer geprägte Bemerkungen über ihren ersten Mann, Percy, einen Geigenbauer, den sie liebevoll gepflegt hatte und der nach einem unglücklichen Sturz gestorben war, habe ich sehr aufmerksam gelesen. Viele Einträge sind verblüffend banal und verraten weder dem Blundy-Gelehrten noch

sonst jemandem, was sie doch vor allem über den Geburtstagsabend herausfinden wollen, nämlich Näheres über das berühmte, ihr gewidmete Gedicht und was mit dem Exemplar – dem einzigen Exemplar – geschehen war, mit Francis' Geschenk, das er ihr nach dem Vortrag überreicht hatte.

Wir dürfen annehmen, dass sie an jenem Nachmittag mit ihrer Einkaufsliste zwölf Kilometer weit zum Marktflecken Cirencester fuhr, um beim Metzger »fünf vorbestellte, ungewöhnlich pralle« Wachteln abzuholen. Sie würde sie später mit Schinkenspeck umwickeln und zusammen mit den Steinpilzen, die eine Freundin in den Buchenwäldern der Chiltern Hills gesammelt und zur Scheune gebracht hatte, in einer Kräuter-Rotweinsauce schmoren lassen. Außerdem kaufte sie vier Kilo Ofenkartoffeln und beim selben Gemüsehändler auch drei Köpfe Blumenkohl, deren Röschen sie in einer großen Paellapfanne mit »Olivenöl, Knoblauch, klein geschnittenen grünen Chilis, Sardellen, Kirschtomaten, schwarzem Pfeffer, Thymian und Semmelbröseln« köcheln ließ. Das waren noch Zeiten.

Auf dem Heimweg war die einspurige Landstraße von einem durch die Oktoberstürme herabgestürzten Eichenast versperrt. Im Mündungsarm des Severn hat man bereits Winde von hundertfünfzig Stundenkilometern gemessen. Vivien und ein weiterer Autofahrer, ein ihr flüchtig bekannter Bauer, hoben den Ast von der Straße und »legten ihn behutsam im hohen Gras ab wie einen Leichnam, der er eigentlich ja auch war«.

Inmitten der häuslichen Details gibt es einige wenige Einsprengsel, düstere, leise Schreie ehrlichen Gefühls, die von den Blundy-Spürhunden meist übersehen werden. Ich

beugte mich gerade über einen dieser Sätze, ebenfalls aus Band fünf. Die nach vorn geneigte Handschrift ist kleiner als sonst, die Zeichensetzung freier. »Ich habe ihn nie gehasst. Nie! Nur ...« Man kann über den abgebrochenen letzten Satz rätseln oder über den mittleren Buchstaben des »nur« sinnieren, als würde er an seinen Scharnieren aufwärtsschwingen und ein Guckloch freigeben, durch das man ein enttäushtes, durch versäumte Gelegenheiten verkümmertes Herz sehen kann.

Neben Rezepten, Gartennotizen und Erwähnungen ihres Neffen Peter hielt Vivien im Lauf ihrer Jahre in der Scheune auch häufig Wetterbeobachtungen fest. Dass mehrere milde Winter aufeinanderfolgten, bedrückte sie. In einem Februar sank die Temperatur während drei Wochen kaum unter neun Grad. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wann sie zuletzt Eiszapfen an den Dachrinnen gesehen hatte. Selbst Schnee war ungewöhnlich. Sie vermerkte, dass die Narzissen zu früh austrieben, genau wie die Rosen, und dass die Äpfel und Birnen in einem Nachbargarten zu früh reif wurden. Sie reagierte erleichtert, als der Bach über die Ufer trat und die Weiden überschwemmte, »genau, wie es sich gehört«. Zwei Jahre später registrierte sie aufgebracht, dass das klare Wasser stank und sich zu einem »widerlichen Milchgrün« verfärbt hatte. Schmutzwasser von den Höfen, eine Abwassereinleitung, vielleicht auch beides. Weder Francis noch sie gehörten zu denen, die sie »politisch Engagierte« nannten. Sie hätten sich nie einer der örtlichen Umweltgruppen angeschlossen, den Anglern oder Wanderfreunden, um zu protestieren oder sich für Veränderungen einzusetzen. Ihnen genügte die Beobachtung, der Eintrag

ins Tagebuch. Vivien wartete darauf, dass sich die Igel »wie üblich« blicken ließen, und wurde enttäuscht. Das Keulen der Dachse empörte sie. Der starke Wind, der neuerdings durchs Tal fegte, machte sie gereizt. Als bei einer kurzen Hitzewelle im Juli 35 Grad erreicht werden, schrieb sie, es sei »unmöglich, nachts zu schlafen«. Diese diversen Disruptionen fügten sich für sie nicht zu einem größeren, besorgniserregenden Muster zusammen, das auf Klimawandel oder eine aus den Fugen geratene Natur verwies, doch jenes eine Wort, mit dem sie die Hitze beschrieb – »unheilvoll« –, deutete an, dass sie besorgt war und begann, die Dinge in einem größeren Zusammenhang zu sehen.

Es war ihr 54. Geburtstag. Außer von ihrem Einkauf wissen wir nur wenig über die Vorbereitungen für das, was als das Zweite Unsterbliche Abendessen in die Geschichte eingehen sollte. Das erste war von seinem Gastgeber, dem Maler Ben Haydon, so benannt worden und hatte am 28. Dezember 1817 in London, 22 Lisson Grove, stattgefunden. Zu den Gästen gehörten William Wordsworth, John Keats und Charles Lamb. Laut Haydons zwanzig Jahre später verfasstem und fraglos gründlich aufpoliertem Bericht war es ein Abend voller Witz, Tiefsinn, Gelächter, Sarkasmus und Sympathie gewesen. In einem viel beachteten, im Jahr 2000 veröffentlichten Buch von P. Hughes-Hallett findet sich eine gute Wiedergabe dieser Begegnung.

Vivien hatte mit den Vorbereitungen höchstwahrscheinlich bereits am Vorabend begonnen, vermutlich, indem sie das Wohnzimmer geputzt und aus dem Garten das Grün für die Tischdekoration geholt hatte. Ein Besucher der Scheune beschrieb ein Jahr zuvor, dass sie ebendies an ei-

nem Samstagabend vor dem sonntäglichen Mittagessen getan hatte. Wie an den meisten Nachmittagen dürfte sich Vivien vermutlich ab vier um die Angelegenheiten des Dichters gekümmert haben – um Briefe und E-Mails von Bewunderern und Gelehrten, Einladungen zu Vorträgen, um die vielen guten Zwecke, für die Blundys Unterstützung erbeten wurde, oder um die komplizierte Zusammenfassung seines Agenten betreffs der Rechte an seiner Anthologie. Vor allem jüngere Gäste zeigten sich angesichts eines häuslichen Arrangements verblüfft, in dem eine gebildete, belesene Frau derart viele Aufgaben übernahm. Francis setzte sich nicht mehr selbst ans Steuer, also fuhr sie ihn, wohin er wollte. Sie kochte, räumte auf und machte den Abwasch, während Blundy arbeitete, las, schlief oder sich mit Freunden unterhielt. Sie schenkte ihm und seinen Gästen nach. Noch mit Mitte sechzig mähte sie den Rasen, trug im Winter das Brennholz ins Haus. In einem Interview erklärte eine Freundin später: »Bei denen da draußen, also das war wie mittelalterliche Leibeigenschaft, auch wenn man sich nach einer Weile dran gewöhnte. Wenn ich Hilfe anbot, hat Vivien stets gutmütig abgelehnt. Francis saß in seinem Sessel, die Hände im Schoß. Ich glaube nicht, dass es ihm je in den Sinn gekommen ist, der Haushalt, die Mahlzeiten oder gar der Zustand seiner Unterwäsche könnten irgendwas mit ihm zu schaffen haben. Schließlich war er ein Genie.«

Die Freundin, die die Steinpilze gesammelt hatte, hörte das Interview und schrieb einen heiteren Artikel für den *Spectator*, eine politische Wochenzeitung. Die Männer, die jungen Dichter, die dem Meister zu Füßen saßen, waren insgeheim neidisch auf Blundys Leben, in dem er keinen

Finger zu rühren brauchte. In jener Generation, die in den 1950ern und frühen 60ern erwachsen wurde, lehnten sich die Männer, insbesondere Schriftsteller, gern im Sessel zurück und träumten – ganz wie in jeder vorangegangenen Generation –, während ihre Frauen im Haus fleißig waren. Niemand beschwerte sich darüber oder bemerkte es auch nur. Dann, Welch ein Jammer für die armen Kerle, setzte in den frühen 1970ern die zweite Welle des Feminismus ein und fegte dieses ach so zivilisierte Arrangement hinweg. Die Blundys waren vornehme Überlebende einer anderen Zeit und, so die Freundin: »Die missliche Wahrheit lautet, dass seine Frau weit glücklicher und fitter ist und ihn vermutlich überleben wird.«

Die Berichte verraten, dass der Wind am 14. Oktober nachgelassen hatte; der Tag war wolkenlos und warm. Das Thermometer an der Nordwand der alten Molkerei zeigte eine Höchsttemperatur von dreiundzwanzig Grad an. Während Vivien am Vormittag im Garten späte Rosen für den Tisch schnitt, fuhr der Postbote mit seinem Lieferwagen vor und brachte ein schweres Paket, das er ihr freundlicherweise in die Küche trug. Es war an Francis adressiert. Sie ahnte, was es war. Sie ahnte auch, dass jemand fälschlich annahm, es sei Francis' Geburtstag und nicht ihrer. Vor dem Mittagessen zeigte sie ihrem Mann das Paket und half ihm, das Packpapier zu entfernen. Ein rechteckiger Kasten aus hellem Holz mit einem Schiebedeckel wie ein überdimensioniertes Federkästchen. Als sie es aufmachte, stöhnte Francis.

Er glaubte, alles zu haben, was er brauchte, und er brauchte nicht viel. Ein Geschenk bedeutete nicht nur unnützen Krempel, es beanspruchte auch Raum in seinen

Gedanken, eine weitere störende Verpflichtung, der ungewollte Appell, an jemand anderen zu denken, an dessen Wohlwollen, und das senkte sich wie eine düstere Wolke über ihn. Die Dankesbriefe, die er manchmal unterschrieb, setzte meist Vivien auf. Das hier war jedoch etwas anderes, eine Magnum Champagner von ihrem Neffen Peter. Er war in der Huntington Library in Pasadena, Kalifornien, bei einer Konferenz über Schleifenquantengravitation. Worum es dabei ging, verstand trotz Peters geduldiger Erklärungen niemand. Francis glaubte immerhin begriffen zu haben, was mit ›hintergrundunabhängig‹ gemeint war, hatte es aber schon wieder vergessen. Es war anständig von Peter gewesen, ihnen an einem Abend im Sommer, als sie draußen im Garten gesessen hatten, zu versichern, dass kaum hundert Menschen auf der Welt wirklich kapierten, worum es bei der Loop-Theorie ging.

Er, vielleicht auch seine Mutter, hatte dafür gesorgt, dass diese Flasche von einem Weingeschäft in Oxford für sie ausgesucht und ihnen zugeschickt worden war. Blundy war erleichtert. Der Champagner kam nicht von einem jungen Lyriker, der hoffte, er würde seine Gedichte lesen. Vivien, die es ärgerte, dass ihr Mann ihr nicht zum Geburtstag gratuliert hatte, hielt folgenden Wortwechsel fest:

Er: »Stell sie am besten in den Kühlschrank.«

»Da ist nicht genug Platz. Ich stelle sie später in den Eiskübel. Oder ich leg sie ins Gefrierfach. Darf ich nur nicht vergessen.«

Francis nahm sich vermutlich einen Apfel aus der Schale, ehe er die Küche verließ und über den Flur in sein Arbeitszimmer ging, um sich etwas zu notieren und sich um letzte

Vorbereitungen für das Geburtstagsgeschenk zu kümmern. Seine Papiere füllen 135 Kisten. Diesmal ließ ich sie mir nicht alle aus den Archiven kommen, da ich mir über den Oktober 2014 bereits Notizen gemacht hatte. Bei den meisten Einträgen handelt es sich um Ideen für Gedichte, Werknotizen und erste Entwürfe, Gedanken über die eigenen Arbeitsprozesse. Verweise auf andere Leute sind selten. Familiendramen und persönliche Beziehungen finden keinen Platz in Blundys Betrachtungen. Am Tag des Sonettenkranzdinners war ihm fraglos etwas aus Peters Erklärungen eingefallen. Er machte sich Notizen für sein Gedicht *String*.

Raum und Zeit sind aus winzigen Schleifen zu einem Gewebe verwoben, Billionen Mal feiner als Seide. Die Schleifen sind so klein, wie es die Physik nur zulässt.

Auf der nächsten Seite erwähnte er einige der bedeutsamsten Denker dieser Disziplin:

Ashtekar, Rovelli, Smolin – Namen wie edle Gin-Sorten ... Spielfeld der Spekulationen ist offenbar »die Natur des Universums«. Folglich auch Thema für die Lyrik. Man muss die undurchdringlichen Konzepte nicht verstehen, um sie zum Singen zu bringen. Schließlich muss man auch nichts über das Gehirn wissen, um Gefallen an einem Sonett oder Sonnenuntergang zu finden. Eine Blackbox! Aber wenn selbst Wistan die Physik begreift, wer sollte sie dann nicht verstehen?